

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Nebel [Fortsetzung]
Autor: Tinseau, Léon von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

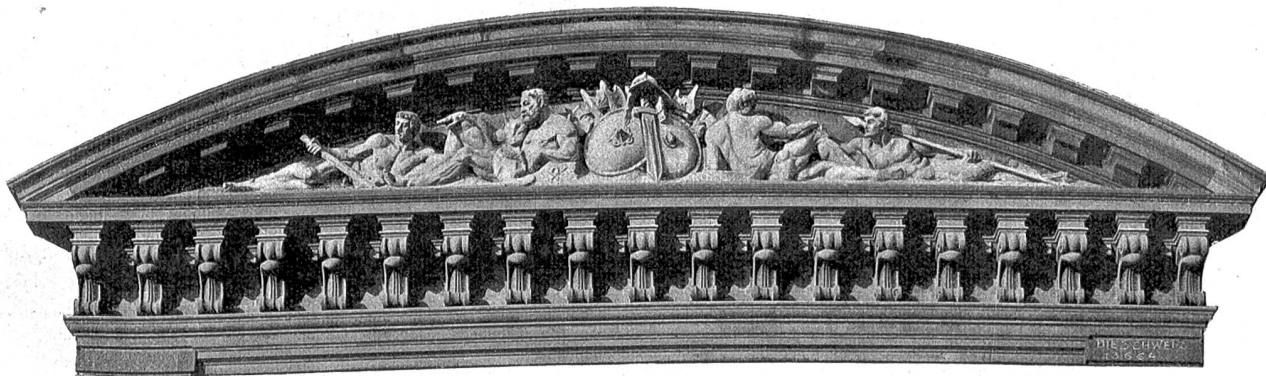
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wacht im Thal. Giebelgruppe von Richard Kögler an der Hauptkuppel des Bundeshauses.

Im Nebel.

Roman von Léon von Linseu.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Manfred schwieg und dachte nach, da er in diesen Worten ein Sujet für die Chronik fand. Fräulein Caron protestierte: „Welch extravagante Idee!“ „Aber nein,“ behauptete Felix. „Sehen Sie nicht, wie das Leben Ihrer Freundinnen sich umgestaltet hat?“

„Ich habe keine Freundinnen, lieber Herr.“

„Nun, so gehen Sie in den Bois.“

„Ich habe keine Zeit dazu.“

„Aber ich. Es unterhält mich, die Frauen zu zählen, die auf ihren Maschinen an mir vorbeisaußen, und ich sage mir: Da ist noch eine und noch eine, die heute kein Buch in die Hand nehmen wird! Wo sind die Zeiten, wo ihr zwei Romane in vierundzwanzig Stunden verschlangt! Wenn die Dinge in demselben Maß fortgingen — was sie nie thun — wäre die nächste Generation die am wenigsten belebte in Frankreich seit der Zeit der Ritterschaft.“

„Hieraus folgt,“ sagte Alexandrine, „daß man Fahrräder machen muß, statt sich mit der Litteratur zu befassen.“

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete Heropian. „Die Verwicklungen lösen sich von selbst in dieser Welt, man muß nur ein wenig Geduld haben. Sehen Sie nicht, daß dem Bicycle in seiner Eigenschaft als Luxusgegenstand große Gefahr droht? Die Motore nehmen immer mehr überhand. Der Herr, der sich gestern noch auf seiner Tretramachine für den Glückseligsten der Sterblichen hielt, begegnete heute morgen einem Freund, der auf der neuern Erfindung dahergebraust kam. Verwirrt, unruhig, unzufrieden fuhr er heim. Und erst an dem Tag, da auch er auf einem mechanischen Motor sitzt, wird er sich den andern wieder gleichgestellt fühlen. Aber der mechanische Motor ist teuer. Viele Leute, die sich die Ausgabe nicht leisten können, werden, um ihre Dürftigkeit nicht bloßzustellen, zu Hause bleiben und sich mit Bektüre trösten. Sie sehen also, daß die Dinge sich immer von selbst ordnen: das ist meine Schlußfolgerung.“

„Die meinige,“ sagte Manfred, „ist, daß man Renten haben muß. Man könnte mir entgegnen, der Tag sei nicht mehr fern, wo es keine Renten geben wird. Aber bis dahin werden noch viele Probleme vereinfacht, viele

Lücken ausgefüllt sein, selbst die der Talentlosigkeit jener, die schreiben. Und da ich vorläufig noch keine Renten habe, muß ich mich in mein Zeitungsbureau begeben, um mein Brod zu verdienen.“

Als Manfred fort war, stieß Felix einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Glauben Sie nicht, daß Ihr Freund mich verabscheut?“ fragte er Fräulein Caron. „Und doch kann ich mich nicht ihm zulieb ruinieren. Wie muß er das Geld lieben!“

„Man liebt es immer, wenn man keins hat,“ erklärte das junge Mädchen. „So viel ist gewiß, daß es auf der Welt zwei so verschiedene Männer wie Sie und Manfred nicht mehr geben kann.“

Fräulein Caron bewies mit diesem Ausspruch, daß sie ein richtiges Urteil hatte. Heropian, der in einem geistlichen Kollegium seiner Provinz unter den Augen und dem Einfluß seiner Mutter erzogen worden war, hatte die Gefahren der Armut, die, was man auch sagen mag, größer sind, als die des Reichthums, nie kennen gelernt. Das ihm von seinem Vater hinterlassene Vermögen sicherte ihm, zweihundert Meilen von Paris, eine neidenswerte Existenz. Felix hatte das Mannesalter erreicht, ohne das Leben anders als von seiner angenehmen Seite zu kennen; es lag übrigens in seiner Natur, den Dingen die beste Seite abzugewinnen und in seiner Lebensführung und in seinen Beschlüssen alles zu vermeiden, was unangenehme Folgen haben könnte. Die Südländer teilen sich in zwei große Kategorien: die Indolenten und die Ueberreizten. Der junge Mann gehörte der erstern an, die zahlreicher ist, als man annimmt.

Unter der Sonne des Südens erwacht die Liebe frühzeitig. Felix zahlte seinen Tribut. Er schwärmte bald für ein unberührtes junges Mädchen, bald für irgend eine romantische Schönheit, welche die strenge Provinztugend hinter Schloß und Riegel bewachte. Haupt-sächlich aber gab ihm die Liebe in seiner ersten Jugend den Vorwand für seine Gedichte ab. Auch beim Fischfang vergaß er bald, im Schatten einer Platane hingestreckt, auf die Angel zu achten, wie er denn überhaupt jenen Vergnügungen seines Alters den Vorzug gab, die das Träumen zuließen. Ein bei den „Blumenspielen“ er-

rungerer Erfolg machte diesen unbewußten Philosophen zur Berühmtheit der kleinen Stadt, in der sein Vater gestorben war. Die sehr vernünftige Mutter antwortete auf die Glückwünsche der Nachbarinnen: „Eine gute Frau wäre mir für meinen lieben Felix wünschenswerter gewesen. Es ist ein vorzüglicher junger Mensch, aber etwas schwach. Wenn er in schlechte Hände gerät, ist alles verloren!“

Bald darauf starb sie. Als ihr Beichtvater, um sie zu ermutigen, von ihren guten Thaten sprach, seufzte sie: „Ach, ich habe nichts erreicht, da ich nicht Zeit hatte, meinen Sohn zu verheiraten!“

Herepian hörte so oft, die Heirat sei die wichtigste Angelegenheit des Lebens, daß sie ihm schließlich beinahe so entsetzlich vorkam, wie ein erster Todesfall. Das führte auch dazu, daß er, anstatt die Ratschläge derer, die ihn drängten, seinen verödeten häuslichen Herd durch die eheliche Zärtlichkeit zu verschönern, zu befolgen, sich der Verwirklichung des lang gehegten Traumes widmete, die berühmten Litteraten, die er um ihren Ruhm beneidete, in der Nähe zu sehen. Er raffte sich auf und kam nach Paris, ausgerüstet mit gewichtigen Empfehlungen, die ihm die Thüren der zwei oder drei Stützpfiler der modernen Dichtkunst öffneten. Welche Aufregung! Welche Angst! Würde man ihn nicht nötigen, seine armseligen Verse einem illustren Kreopag vorzulesen?

Hierüber war er bald beruhigt, mehr sogar, als er gewünscht hätte. Man verlangte von ihm hauptsächlich, daß er die Verse anderer anhöre. Es fehlte indessen nicht an Ratschlägen, die ihn durch ihre Widersprüche verwirrten. Die Symboliker spotteten höflich über seine bürgerliche Klarheit, die nichts zu erraten übrig lasse, seine, wie ein Provinzkleid aus der Mode gekommene Befolgung der veralteten lamartinischen Prosodie. Andere wieder behaupteten, er vertiefe sich zu sehr in den Stoff und vernachlässige die Form. Aus der Fassung gebracht beschloß er, sich an den höchsten Richterstuhl zu wenden, das heißt, seine Gedichte zu veröffentlichen.

Das war mit Geld leicht zu bewerkstelligen. Aber er verfiel sofort dem Los des Dichters, der reich ist, doch nicht reich genug, um ein Hotel zu haben und seine

Strophen von berühmten Schauspielerinnen hersagen zu lassen! Das Publikum, das bei ihm nicht diniert hatte, schenkte seinem Buch soviel Aufmerksamkeit, wie eine Austerbank einer Boje. Die Dichter öffneten das Bändchen und schlossen es bald beruhigt wieder, lächelnd über die Erwähnung am Einband: «Lauréat des jeux floraux!» Die Kritiker waren von erdrückender Höflichkeit. Zudem hob ihn ein Artikel der Revue unter den jungen, neu aufgetauchten Dichtern lobend hervor. Der Artikel trug die Unterschrift: Julie Vernier. Daher datierte zwischen diesen zwei unverbesserlichen Gefühls-

menschen die Freundschaft, deren Zeugen wir waren.

Fräulein Caron hatte er bei ihrem gemeinsamen Verleger getroffen, der ihn der jungen Autorin vorstellte. Ihre eigenartige Schönheit fesselte ihn beim ersten Anblick; zugleich zog ihn die Sympathie der gemeinsamen Interessen zu ihr hin. Und bald erklang die Lyra des Dichters ihr zu Ehren. Das Madrigal gefiel dem jungen Mädchen, wie ein nutzloses, doch nicht wertloses Anhängsel. Sie ermangelte nicht, es Manfred zu zeigen, der dies wie eine Lektion auffaßte. Um die Wirkung, die dieser lästige Dichter verursacht hatte, zu vermindern, las er das Gedicht mit der Betonung und den Gesten eines Possenreißers vor, worüber Frau Lyzdeyko und ihre Enkelin sich vor Lachen ausschütteten. Als Alexandrine an diesem Tag darüber nachdachte, welche Dienste ihr Herepian, wäre er Journalist, geleistet hätte, machte sie in Gedanken die Bemerkung, die sich ihr später mehr als einmal aufdrängte: „Wie schade, daß Herepian nicht Manfred ist!“



Grupehalle im Bundeshaus.

IV.

Frau Vernier bewies bald, daß sie wirklich „ungewöhnlich“ sei, wie ihr neuer Schützling behauptet hatte. Sie erwiderte Frau Lyzdeykos Besuch, aber ohne sich damit zu begnügen, sie mit Höflichkeiten abzupeifen.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie zu Alexandrine, „ich habe an sie gedacht. Mit etwas Intrigue erreicht man alles auf der Welt, selbst die Preise der Akademie. Was ist da dabei? Der Gründer der Akademie war der intriganteste aller Menschen; kann man es ihr zum Vorwurf machen, wenn sie etwas vom Blut des Vaters



Ansicht der Suppellehalle gegen Süden mit einer modifizierten Balbin'schen Mütziggruppe (Phot. R. Schlatter, Zürich).

in sich hat? Die Schwierigkeit dabei ist nur, daß ich nicht viel Ähnlichkeit mit Richelieu habe." — "Sie haben aber doch einen Preis erhalten," bemerkte die Postulantin.

"O, den verdanke ich barmherzigen Freunden, die sich für mich verwendeten. Man hat mir ihn gegeben, wie man dem Hähnling sein Futter gibt. Ich für meinen Teil wäre nicht einmal imstand, Ihnen einen Nebenpreis für Orthographie an der Schule der Schwestern zu verschaffen."

Fräulein Caron wartete mit resignierter Miene die Abweisung ihres Ansuchens. Sie irrte sich; Frau Vernier fuhr fort: "Sie werden mir entgegen, daß ich Mitglieder der Akademie kenne. Dem ist so, ich kenne deren drei und werde sie später besuchen; allein keiner von ihnen ist geeignet, das Glöckchen anzuhängen. Glücklicherweise erinnerte ich mich heut früh einer Schriftstellerin, die mich einmal besuchte, um mich zu bitten, eine meiner historischen Studien zu irgend einem Roman verwenden zu dürfen. Ich erteilte ihr die Erlaubnis, worauf sie sich verpflichtet fühlte, mich zum Speisen zu laden. Da ich mich von der Welt zurückgezogen, lehnte ich die Einladung ab, erwiderte jedoch ihren Besuch. Man kann demnach annehmen, daß wir mit einander verkehren, was mich berechtigt, Sie bei ihr einzuführen, und heute ist ihr Empfangstag. Sie heißt Frau Bitterlin. Wenn es Ihrer Frau Großmutter recht ist, könnten wir den Gang gleich machen."



Erzstandbild von James Vibert
Rätoromanischer Krieger
(I. S. 215).

Bei diesen Worten unterdrückte Frau Lyzdeyko einen Seufzer. Sie fürchtete die "Gänge", wie ein armes altes Pferd das Geschirr und die Zügel scheut. Ihre Enkelin wagte eine Entgegnung: "Frau Bitterlin ist sehr bekannt. Die glückliche Frau schreibt Romane, die gekauft werden! Ich fürchte, sie wird nicht sehr geneigt sein, sich für eine Konkurrentin zu bemühen."

"Auch werde ich Sie nur als Aspirantin vorstellen. Selbstverständlich liegt ihr der Erfolg ihrer Werke am Herzen; aber es ist ihr ebensoviel darum zu thun, einen beliebten Salon zu haben, Diners zu geben, bei denen man berühmte Leute, vor allem einen Akademiker trifft. Da sie indessen keine lukullische Küche bieten kann, sorgt sie dafür, daß man wenigstens hübsche Gesichter — und ich kenne solche — bei ihr zu sehen bekomme. Sie wird nur zu glücklich sein, Sie als Tischgast zu haben. Fangen Sie nun an, mich zu verstehen?"

"Ja," antwortete Alexandrine. "Ich werde die Stelle eines Hoffräuleins spielen am Hof einer Königin, die über zwanzig Jahr alt ist."

"Was liegt daran, wenn der Hof anständig ist, — und das ist er bei Frau Bitterlin. Sie werden da mit Leuten zusammenkommen, die Ihnen noch sehr nützlich sein können, und da die Herrin des Hauses, obwohl selbst nicht mehr jung, der jungen Schule angehört, werden Sie es nicht nötig haben, Feuillet mit Handschuhen anzufassen."

"O gnädige Frau, strafen Sie eine Unbesonnene nicht so hart!"

"Ich liebe die Jugend viel zu sehr, um ihr ihres Jugendmutes halber gram zu sein! Unter Andrem: Sie werden gut daran thun, Frau Bitterlin nicht zu sagen, daß Sie einen Preis anstreben. Ich stehe nicht ein dafür, daß sie es über sich gewinne, sich in dieser Richtung für Sie zu bemühen."

"Großmutter," bat Fräulein Caron, "möchten Sie so gut sein, sich fertig zu machen? Ich habe schon mein bestes Kleid an und werde Frau Vernier inzwischen Gesellschaft leisten." Als die arme alte Lyzdeyko draußen war, sagte die Enkelin: "Es ist eine grausame Aufgabe in ihrem Alter; allein es muß sein. O, wie leicht ist es, gegen die Geldgier zu donnern. Was muß man nicht alles thun, wenn man keines hat! Dieser Besuch bei Frau Bitterlin kommt mir vor, wie ein Gang in Feindesland." "Sie werden einen Verbündeten haben, der uns an der Grenze erwartet. Zugleich mit Ihnen, werde ich Felix Hérépian vorstellen. Das ist ein Freund, nicht wahr?"

"Ein kostbarer Freund, gnädige Frau, da ich ihm das Glück Ihrer Bekanntschaft verdanke."

"Und ein diskreter Freund; denn er erwähnte Ihrer früher nie."

"Wahrscheinlich, weil er Ihnen von so vielen andern zu erzählen hatte, die Ihrer Beachtung würdiger sind."

"Eine recht bescheidene Erklärung seines Stillschweigens. Er würde es mir jedoch nie verzeihen, wenn ich Sie beim Glauben ließe, er habe mir keine bessere gegeben." — Bei dieser Wendung des Gesprächs errödete Alexandrine leicht, was genügte, um Frau Vernier auf Vermutungen zu bringen, die sie sehr geneigt war festzuhalten. Wie konnte Felix nur behaupten, daß dieses junge Mädchen gefühllos sei! Sie ist sanft, resigniert, reizend und steht zu Hause, ohne Hut und Mantel, noch vorteilhafter aus. Und sie errödete bei Erwähnung seines Namens!

"Man wird ja sehen," dachte der Besuch aufstehend; denn Frau Lyzdeyko trat in vollem Staat herein. Die drei Frauen gingen hinab und drängten sich mühselig in einem Wagen zusammen. Vor der Thür der Frau Bitterlin wärmte sich Felix an der Wintersonne. Er betrachtete Alexandrine mit leuchtenden Blicken, und Frau Vernier dachte nochmals: "Man wird ja sehen." Sie



Erzstandbild von James Vibert
Deutscher Krieger
(I. S. 215).



Erststandbild von James Albert
Welscher Krieger
(f. S. 215)

sah nicht, mit welcher Ruhe das junge Mädchen dem Dichter die Hand reichte.

Rosa Bitterlin war eine kleine Frau, die schwach und hinfällig aussah, wenn sie schwieg. Sobald sie jedoch sprach, ließ ihre Stentorstimme keinen Zweifel an ihrer kräftigen Konstitution aufkommen. Sie schwärmte für „Gesellschaft“, das heißt, sie sah es gern, wenn ihre Wohnung zum Brechen voll war von Leuten, die einander fremd waren, die sie selbst kaum kannte. Jeder Tag brachte neue Vorstellungen, und dabei hatte sie nicht das mindeste Gedächtnis für Physiognomien. Sie empfing das Quartett mit der überschwenglichen Herzlichkeit, die sie sich zur Regel gemacht hatte, sagte sich aber, sie wolle sofort gehängt sein, wenn ihr diese Karawane jemals zu Gesicht gekommen sei. Sie irrte sich nur bezüglich der Frau Bernier. Diese gab sich zu erkennen und stellte dann die andern vor, ohne indes angehört zu werden.

Als die Hausfrau des jungen Mädchens ansichtig wurde, stieß sie ein wahres Freuden-
geschrei aus:

„Entzückend! reizend! Wie freut es mich, daß Sie
sie mir gebracht haben! Wie ähnlich sie Ihnen sieht!“

Frau Bernier, die begriff, daß ein Mißverständnis
obwaltete, sagte nicht ohne Verlegenheit:

„Aber, ich bin nicht die Mutter . . .“

Aus einer Ecke des Salons erklang im schüchternen
Falsch einer Clewin der Mittelklasse diese Replik aus
„Athalia“:

Wer ist dein Vater?
Antwort, Kind!

Die Anwesenden, mit Ausnahme derjenigen, die der
Scherz anging, bemühten sich, das Lachen zu verbeißen.
Frau Bitterlin hielt sich tapfer.

„Sollte man es glauben,“ sagte sie, „daß der Ur-
heber dieser Schelmerei — wie so vieler anderer —
Paul Quintaine ist, der strenge aber gerechte Kritiker,
mit dem man den Kindern droht, wenn sie nicht brav
sind?“

Der Beschuldigte erwiderte mit seiner natürlichen
Stimme:

„Sollte man es glauben, daß wir uns in einem
der litterarischsten Salons der Hauptstadt befinden?
Man kann Racine nicht mehr zitieren! Frau Bernier
— der ich mich zu Füßen lege — wird zugeben müssen,
daß sie es war, die das Zitat begann.“

Die gute Julie, die Quintaine kannte, ging über
die Sache lachend hinweg und brachte das Gespräch auf
Alexandrine, die „von dem Wunsch beseelt sei, sich
in der Sonne der Litteratur ein bescheidenes Plätzchen
zu schaffen“. Diese Worte schienen die Hausfrau sehr

zu interessieren; sie fing an, von Litteratur, das heißt
von ihren Werken, sowohl von jenen, die sie bereits
geschrieben, als auch von jenen, die sie noch zu schreiben
gedachte, zu sprechen. Sie verriet schließlich, unter dem
Siegel der Verschwiegenheit, daß einer der diesjährigen
Preise der Akademie ihr so gut wie sicher sei. Bei diesen
Worten warf Fräulein Caron einen betrübten Blick auf
Frau Bernier. — Bald darauf entfernte sich die kleine
Truppe.

„Finden Sie nicht,“ sagte Alexandrine gut gelaunt,
„daß wir das Schicksal einer Emigrantenfamilie teilen,
die wieder unter Segel geht, weil sie entdeckt hat,
daß das Ufer schon von einem Kolonisten besetzt ist?
Die Dame, die wir soeben verließen, macht den Boden
für eigne Rechnung urbar.“

„Geduld! Man wird ja sehen,“ riet Frau Bernier,
für die der Prix Montyon an Interesse verloren hatte.

In der nächsten Woche schickte Frau Bitterlin der
Emigrantenfamilie, wie Alexandrine sich ausgedrückt
hatte, Einladungen zu einem Diner. Alles nahm an
bis auf die strenge Julie, die ihren Einsiedlergewohn-
heiten treu blieb.

Unglücklicherweise hatte die Verfasserin von „Ge-
brochene Flügel“ keine neue Toilette und mußte über-
dies ihren letzten Heller für den Druck ihres Buches
hergeben. Sie war demnach genötigt „aufzufrischen“. Eines
Tags überraschte sie Manfred inmitten dieser
Arbeit.

„Ich bin bei meiner Schnei-
derin,“ sagte sie ohne falsche
Scham. „Sie entschuldigen mich,
nicht wahr? So, wie Sie mich
da sehen, speise ich nächste Woche
in der großen Welt. Kennen Sie
Frau Bitterlin?“

„Wer kennt „Bitterline“ nicht?
Ich habe öfters bei ihr gespeist.
Da sie schreibt, ist es ihre erste
Pflicht, lebenswürdig gegen die
Journalisten zu sein.“

„Wenn die Journalisten nicht
zuerst gegen sie lebenswürdig ge-
wesen wären, könnte sie ihnen viel-
leicht heute nicht zu essen geben.“

„Aber sie gibt so ziemlich aller
Welt zu essen,“ fuhr Manfred fort,
der es für gut fand, sich aus der
Schlinge zu ziehen. „Man trifft
sogar Akademiker bei ihr, die
übrigens wahrscheinlich der Haupt-
anziehungspunkt für Sie sind.
Welcher Zufall hat Sie mit ihr
zusammengeführt? Es ist jeden-
falls eine nützliche Bekanntschaft.“

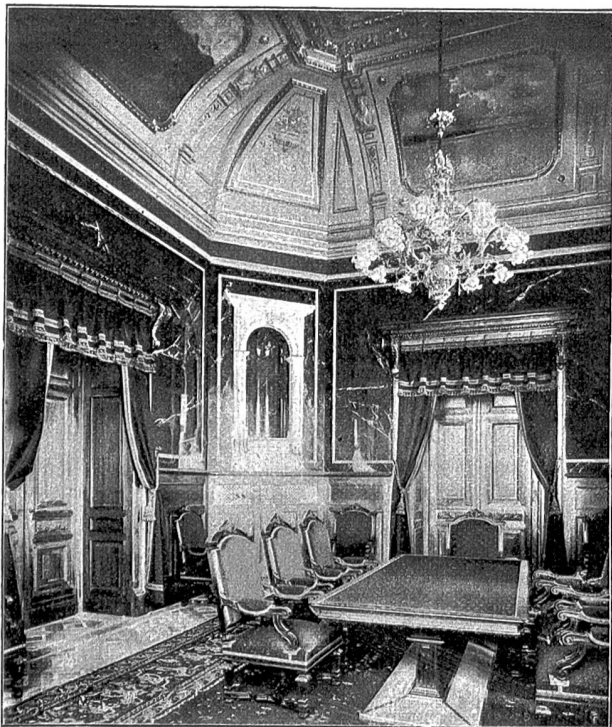
„Es wird Sie freuen zu hören,
daß ich diese „nützliche Bekanntschaft“
Felix Herepian verdanke.“

Manfred schnitt eine Grimasse
und änderte augenblicklich seine
Meinung.

„O, machen Sie sich keine über-
triebenen Vorstellungen vom Ein-



Erststandbild von James Albert
Italienischer Krieger
(f. S. 215)



Zimmer des Bundesrats.

fluß und der Willfährigkeit der Frau Bitterlin. Sie ist stets zunächst auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Ihre Diners kosten sie nicht viel. Sie weiß es so anzustellen, daß sie den Pianisten, die Sängerin, den Deklamator und den Zeitungsberichterstatter, der sagen wird, daß ihre Soiree entzückend war, umsonst hat."

"Was? Sogar den Berichterstatter! Ich glaubte, in einer Zeitung müsse für alles gezahlt werden. Demnach kann ich wohl hoffen, daß der „Korsar“ nach meinem Tod meinen Namen nennen wird?"

"Ich nehme an, daß Ihr Freund Felix Sie gut unterrichtet hat," sagte Manfred, abermals ausweichend. „Der Salon Bitterlin erfordert gewisse Vorsichtsmaßregeln im Manövrieren. Wenn ich Ihnen einige Ratsschläge erteilen dürfte . . ."

"Nur zu! Anschauen kostet nichts."

"Nun denn! Sie werden dort eine ganze Menagerie vorfinden, ein Wort, das, wie Sie wissen, von Ménagements*) abgeleitet ist. Kompromittierte Depu- tierte, semitische Antiquare, vom Salon zurückgewiesene Malerinnen, Komponisten, die ihre Musik nicht lancieren konnten, Weltdamen, die den Schmerzensbecher, Ehe- scheidung inbegriffen, geleert haben . . . Dies alles findet man in diesem fünf Meter langen und vier Meter breiten Gemach. Kritisieren Sie demnach nicht die Regierung; verbergen Sie Ihren Groll gegen die Jour- nalisten; greifen Sie Israel nicht an; tadeln Sie kein Musikstück; loben Sie aber auch keins; denn das könnte ein noch ärgerer Mißgriff sein. Sprechen Sie endlich weder von Checks noch vom Salon, weder von Ehe- scheidung noch von ruinierten Leuten."

*) Schonende Behandlung.

"Schön," sagte Alexandrine. "Jedenfalls werden Sie unschuldig daran sein, wenn ich bei Frau Bitterlin durch die Konversation glänze."

"O, fürchten Sie nichts. Sie werden schwerlich dazu kommen, einen Satz anzufangen; und wenn dies dennoch eintreten sollte, so wird man ihn sicher nicht zu Ende hören."

"Bin ich denn so dumm?"

"Nein; aber es sind nicht die geistreichen Leute, die sich im Gewühl verständlich machen, sondern jene, deren Stimme alle andern übertönt, was bei Ihnen nicht zu- trifft."

V.

Man war übereingekommen, daß Fräulein Caron und deren Großmutter den Klubwagen benützen sollten, der Felix zu dem berühmten Diner führte. Eigentlich hätte man dieses Anerbieten als maskiertes Geschenk taxieren können. Heropian ging, wie allgemein bekannt, stets zu Fuß, außer wenn er im Omnibus fuhr. Aber er hatte Frau Lyzdeyko und Alexandrine ziemlich mühe- los daran gewöhnt, gar vieles zu „benützen“: die Bücher, die er vorgab zu kaufen, um sie zu lesen, das Wildpret, das er aus der Provinz erhalten haben wollte, das Obst, das er behauptete, in seinem Garten im Languedoc während seines kurzen Aufenthalts daselbst eigenhändig gepflückt zu haben. Selbstverständlich dankten ihm beide Frauen; aber jede bemühte sich, die Schuld der Dank- barkeit der andern auf Rechnung zu stellen. „Wie Sie meine Enkelin verwöhnen!“ sagte die Alte, und die Junge: „Wie gut Sie gegen meine Großmutter sind!“ Auf diese Weise fielen die Dankesbezeugungen, den Ver- pflichteten leichter und bereiteten dem Wohltäter keine allzu große Verlegenheit. Es war demnach für alle Beteiligten so am besten.

Während Felix sich auf seinem Rücken so dünn als möglich machte, bewunderte er das frische, roßige, etwas melancholische Gesichtchen sich gegenüber, für das die auf dem Blondhaar aufliegende, leichte Kopfbedeckung von Spitzen eine reizende Umrahmung bildete. Unglück- licherweise war ihre ganze Gestalt von dem abscheulichen Mac-Farlane derart eingehüllt, daß sie einem Bildnis glich, von dem erst der Kopf fertig geworden ist. Als sie Heropians Augen begegnete, die zwar alles andre eher als Spott ausdrückten, sagte sie heiter:

"Sie spotten meiner? Wahrscheinlich finden Sie, daß ich wie eine Kammerjungfer aussehe, die an Regentagen Kommissionen besorgt. Wozu haben Sie denn aber Ihre dichterische Phantasie?"

"In diesem Augenblick," antwortete Felix, „würfte ich mit meiner Phantasie nichts anzufangen; meine Augen genügen mir."

"Ich bitte Sie im Gegenteil, die Augen zu schließen. Da können Sie sich dann vorstellen, daß ich einen ele- ganten Theatermantel von Brokatseide an habe, ähnlich demjenigen, den ich bei einer großen Schneiderin gesehen. Leider kostete er fünfhundert Franken, das heißt, um fünfundzwanzig Louis mehr, als ich ausgeben durfte. Ich habe ihn probiert; er paßte mir wunderbar; morgen soll ich Antwort bringen."

"Sie gehen also zu den großen Schneiderinnen?" fragte Felix beunruhigt.

„Ach und zu. Ich gehe hinein; ich thu dergleichen, als ob ich ein Kleid bestellen wollte; ich lasse mir die Modelle zeigen, von denen ich mir eins ins Gedächtnis präge. Dann gehe ich weg, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, und man sieht mich nicht wieder. Bis auf eine oder zwei Begehrlichkeitsünden komme ich mit heiler Haut davon.“

„Und die Lügen, die Sie der Schneiderin aufzischen?“

„O, die zählen nicht. Ich werde mich heut Abend noch ganz anderer schuldig machen. Das Kleid, das mehr oder minder neu erscheint, obwohl es ein Fetzen ist: Lüge! Mein litterarischer Beruf, von dem ich sprechen werde, ich, die ich fast aufgehört habe, daran zu glauben: Lüge! Das Lächeln auf meinen Lippen, während ich weinen möchte: Lüge! Auch der Dank, den ich Frau Bitterlin abstatten werde, wird erlogen sein; denn ich verabscheue sie, ohne zu wissen warum. Es überkommt mich wie eine Ahnung . . . Großmutter, bitte, kehren wir um!“

„Und das Diner, mein Kind?“

„Es ist richtig, wir müssen essen; ich bin hungrig. Das wird in einigen Minuten das einzig Wahre an mir sein. Ach, über das entsetzliche Argument, das uns zwingt, so viele widerliche Handlungen zu begehen!“ Als die zwei Frauen auf der Schwelle des Salons erschienen, rief die lebenswürdige Rosa mit ihrer Stentorstimme:

„Da ist die Schönste der Schönen! Das ist die Ueber-
raschung, die ich Ihnen versprochen, meine Herren. Sagen Sie selbst: Haben Sie je etwas Reizenderes gesehen?“ — Die alte Nydenko, die infolge ihres Alters den Vortritt hatte, war die Zielscheibe aller Blicke. Die Gäste waren etwas überrascht über das lärmende Hosianna, mit dem diese Erscheinung begrüßt wurde. Das Rätsel löste sich, als gleich darauf Alexandrine eintrat. Ein Schweigen der Bewunderung herrschte einige Sekunden lang. Felix Heropian, den die rosa Tüllwolken, die den Eisenbeinackern und die wunderschönen Arme der vor ihm einhergehenden jungen Göttin frei ließen, fast gänzlich einhüllten, war von diesem poetischen Triumph wie berauscht. Zerstreut drückte er die Hände, die sich ihm entgegenstreckten. Er dachte: „Ja, schweiget nur, ihr alle, die ihr dieses Wunder sehet! Lauschet mit zurückgehaltenem Atem der geheimnisvollen Harmonie ihrer Schönheit!“ Wäre er allein mit ihr gewesen, er hätte, seine Angst vergessend, eine zu lieben, die doch nicht imstand war, Liebe zu erwidern, sich ihr zu Füßen geworfen. In diesem Augenblick fühlte er sich unterjocht, besiegt . . . Bald jedoch überkam ihn mehr denn je das Gefühl, daß das angebetete Mädchen, dem er mit den Augen folgte, eine kalte Statue sei.

Auf diesem schönen Antlitz war nichts von der befriedigten Eitelkeit des jungen schönen Weibes zu lesen. Statt ihren Triumph zu genießen, erwog Alexandrine seine möglichen Folgen. Ihr durchdringender, metallisch glänzender Blick besagte, daß der Gegenstand ihres Traumes nicht, wie bei so vielen andern Mädchen, ein Liebhaber wäre, sondern ein nützlicher Verbündeter der Akademiker, der ihr zu dem Ziel verhelfen konnte, dessen Erreichung der Hauptgrund ihres Besuches in diesem Hause war. Und da näherte sich ihr auch schon Rosa Bitterlin mit einem Greis, dem sie, anscheinend um nicht gehört zu werden, zuflüsterte:

„Sehen Sie sie an und sagen Sie selbst, ob ich übertrieben habe!“

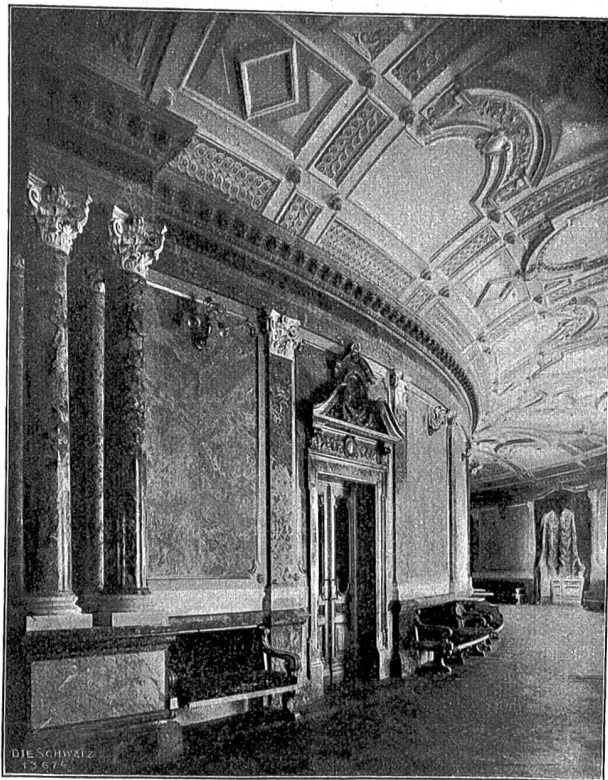
Der alte Süßholzraspler antwortete mit einer jener Phrasen, die unter Louis-Philipp allvermögend waren:

„Liebe gnädige Frau, man riskiert nicht viel, indem man das Kolorit der Rose und die Weiße des Schnees übertreibt. Mein Fräulein, wie macht man es, um so hübsch zu sein? Sie werden mir antworten: Nichts ist einfacher! Man ist sechzehn Jahr alt!“

„Sie können stolz sein,“ sagte die Hausfrau zu ihrem Gast. „Der große Philibert Lescande zollt Ihnen Beifall, er, der die schönsten Frauen dieses Jahrhunderts bewundert hat.“

Fräulein Caron wußte nichts von dem „großen“ Mann, außer, daß er einen der vierzig Fauteuils einnahm. Einige Gelehrte über Fünfundzwanzig hätten ihr sagen können, daß kein französischer Schriftsteller es besser verstanden habe, die Gespräche Joseph Prudhomme's in Theaterstücke umzuwandeln. Er war ein kleiner, nerviger Greis mit dem glattrasierten, spitzen Gesicht eines Oberstaatsanwaltes im Ruhestand. Seine stets böshafte oder begehrlisch funkelnden Augen mahnen an einen Fuchs, der auf die Hühner hinter dem Gebüsch lauert. Die Böswilligen nannten ihn einst den „sanften Philibert“, ein Titel, den er übrigens heute auch noch verdient; denn er ist im Grund genommen ein herzensguter Mensch, der keiner Fliege was zuleid thut und die Spinnen fürchtet. Trotzdem fand es Alexandrine angemessen, die Schüchterne zu spielen, eine Rolle, die sie indes sehr mittelmäßig durchführte. Lescande ließ sich leicht täuschen und brachte in echt väterlichem Ton diese Phrase hervor, die, wie fast alles, was er sagte, den Gesprächen entnommen zu sein schien, die er ehemals für die Bühne bearbeitete: „Sie wissen nicht, wie sehr ich die Jugend liebe.“

(Fortsetzung folgt.)



Wandgang im Bundeshaus.